

IGEL



BULLETIN

AUSGABE 45 APRIL 2014
PUBLIKATIONSORGAN DES VEREINS PRO IGEL



Bild: Hans König, Madiswil

Wo lebt der Igel
in der Stadt?

Ein Platz für
wilde Sträucher

Ein schwarz
maskiertes Unikum

INHALT

- 2 Editorial
- 3 Generalversammlung 2014
- 4 Wo lebt der Igel in der Stadt?
- 7 Ein Platz für wilde Sträucher
- 12 Tage der offenen Naturgärten
- 13 Ein schwarz maskiertes Unikum

IMPRESSUM

«Igel Bulletin», offizielle Publikation des Vereins pro Igel. Erscheint in der Regel halbjährlich und wird kostenlos abgegeben.

Redaktion
pro Igel

Layout
freiraum Werbeagentur AG

Druck
Mattenbach AG

Adresse und Kontakte
pro Igel
Kirchgasse 16
8332 Russikon
Telefon 044 767 07 90
E-Mail info@pro-igel.ch
Website www.pro-igel.ch

Postkonto
80-68208-7

Auflage
15'000 Exemplare

© by pro Igel
Für alle Texte und Bilder, wo nichts anderes vermerkt, Nachdruck nach Rücksprache mit der Redaktion willkommen.



Editorial



Vor 25 Jahren wurde das erste «Igel Bulletin» publiziert. 43 Ausgaben später zeigt sich, dass immer noch die gleichen drei Themen im Vordergrund stehen: der Verlust des Lebensraums, der Strassenverkehr und der richtige Umgang mit hilfsbedürftigen Igel. Es könnte zwar als Misserfolg gewertet werden, dass auch heute noch Igel von gutmeinenden Tierfreunden im Wald ausgesetzt werden. Während der Jahre habe ich aber eher den Eindruck gewonnen, dass es unsere Aufgabe ist, immer wieder an die gleichen Gefahren zu erinnern. Den Tieren und der Umwelt Sorge zu tragen gehört offensichtlich nicht zu unserem ursprünglichen Verhaltensrepertoire. Der respektvolle Umgang mit anderen Lebewesen muss mit viel Geduld immer wieder erklärt, vorgelebt und manchmal auch eingefordert werden. Jedes Jahr gibt es Neulenker oder Neugartenbesitzer, die informiert werden müssen. Gottseidank sind die Stachelzwerge so beliebt und wir finden erfreulich oft Gehör. Das hilft, den Glauben an unser Ziel

nicht zu verlieren: Naturnahe Siedlungsräume mit einer grossen Artenvielfalt. Es gibt aber auch immer wieder Neues vom Igel zu berichten. Sie sind beliebte Studienobjekte, weil sie weder fliehen noch beißen, sich von einer kurzen Gefangennahme nicht irritieren lassen und ihr Stachelkleid ideal zum Anbringen eines kleinen Senders ist. Ein Pionier der Igelforschung war der Brite Pat Morris, der schon in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts erste Versuche mithilfe von Peilsendern durchführte. Wichtige Studien zum Verhalten der Igel wurden in der Schweiz ab den Neunzigern von Dr. Robert Zingg und Fabio Bontadina veröffentlicht.

Aus Anlass des Jubiläums habe ich ausgewählte Beiträge aus 25 Jahren «Igel Bulletin» auf unserer Homepage zum Lesen und Herunterladen bereitgestellt, darunter alle Artikel zu wissenschaftlichen Publikationen. Die Liste der Artikel kann bei uns auch in Papierform bestellt werden, ebenso die ausgewählten Artikel.

Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass der Frühling eine wahrlich gewalttätige Jahreszeit ist? Die Bäume schlagen aus, das Unkraut schießt und der Rasen wird gesprengt...

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen bunten, wilden Frühling.

Bernhard Bader

Ist Ihnen ein Igel begegnet?

Bitte melden Sie Ihre Beobachtung unter:
www.pro-igel.ch oder 044 767 07 90.

Generalversammlung 2014

*Wir laden Sie herzlich ein zu unserer Generalversammlung am Samstag, 24. Mai 2014.
im Naturzentrum Thurauen*

Programm:

- 10:00 Kaffee und Gipfeli
- 10:30 Generalversammlung
- 11:30 Mittagessen
- 13:30 Führung durch den Auenwald

Traktandenliste:

1. Begrüssung durch den Präsidenten
2. Wahl des Stimmentzählers, der Stimmentzählerin
3. Protokoll der letztjährigen GV
4. Jahresbericht 2013
5. Jahresrechnung 2013, Bericht der Revisionsstelle
6. Wahlen
7. Varia

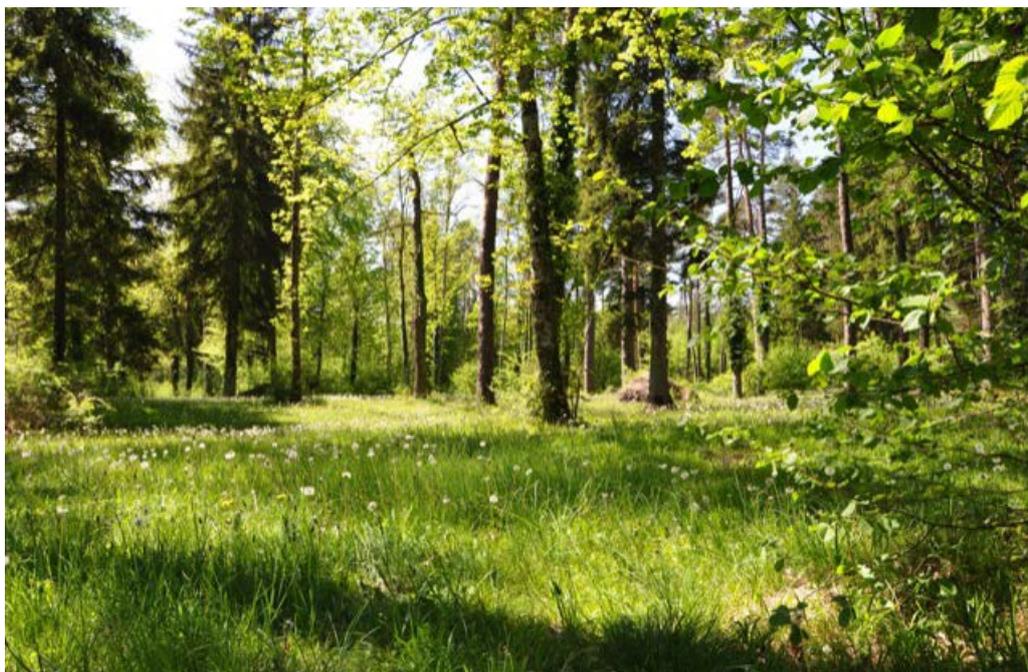


Bild: Paneco

Nach Erhalt Ihrer Anmeldung schicken wir Ihnen gerne alle Dokumente für die Generalversammlung per Post zu.

Für die Wahl in den Vorstand haben sich zur Verfügung gestellt:

- Lorenz Hirni
3011 Bern, Präsident, bisher
- Maja Widler
8805 Richterswil, bisher
- Dr. Robert Zingg
8044 Zürich, bisher
- Dr. med. vet. Isabelle Zulauf
6331 Hünenberg, bisher

Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme, bitte melden Sie sich mit dem beliebigen Talon bis am 3. Mai 2014 an.

Ein Stück Wildnis

Die Thurauen zwischen Eggrank und Thurmündung sind das grösste Auengebiet des Schweizer Mittellandes. Doch nicht die Grösse allein macht dieses Gebiet einzigartig, sondern vor allem die vielfältige Tier- und Pflanzenwelt – und die Renaturierung.

Führung auf dem Erlebnispfad

Diese Führung startet beim Naturzentrum mit einem kurzen Überblick über die Thurauen und ihre Renaturierung. Auf dem imposanten Luftsteg geniessen Sie die Aussicht und entdecken den Auenwald aus der Vogelperspektive. Von den Baumkronen begeben wir uns danach in das grüne Labyrinth des Auenwaldes. Auf den Holzstegen tauchen Sie in die

Hartholzau ein und lernen die Bedeutung vom Totholz kennen. Wir beschäftigen uns mit dem Leben im und am Tümpel, wo Sie altbekannte Sänger und unbekannte Räuber antreffen werden. Und in der Weichholzau erfahren Sie mehr über die bemerkenswerten Eigenschaften der Silberweide.

Naturzentrum Thurauen

Steubisallmend 3, 8416 Flaach
www.naturzentrum-thurauen.ch

Anreise mit dem öffentlichen Verkehr:

In einer halben Stunde ab den Bahnhöfen Winterthur oder Rafz mit der Buslinie 670 (Haltestelle Flaach Ziegelhütte). Von der Haltestelle sind es noch ca. 300 Meter bis zum Naturzentrum.

Wo lebt der Igel in der Stadt?

Grosse Igelpopulationen sind weit weniger vom Aussterben bedroht als kleine. Dazu brauchen Igel aber auch einen grossen, zusammenhängenden Lebensraum. In Städten ist dies nicht immer der Fall. Umso wichtiger ist es, dass die einzelnen Grünflächen miteinander verbunden und für den Igel erreichbar sind. Für die Stadt Zürich erstellten Forschende nun erstmals ein Modell, das diese Vernetzung abbildet. Das ermöglicht neue Chancen für den Naturschutz.

Wieder einmal Glück gehabt

Bild: Othmar Meier



ANNETTE RYSER

Obwohl der Igel ein Wildtier ist, sucht er die Nähe zu den Menschen. Denn in Siedlungsgebieten findet er jenen reich strukturierten Lebensraum, der in landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten selten geworden ist. Und so ist der Igel – trotz versiegeltem Boden und Verkehrsgefahr – auch häufig in der Stadt anzutreffen. Allein in Zürich leben gemäss der Fachstelle SWILD zwischen 3000 und 5000 Igel.

Um sein natürliches Verhaltensrepertoire auszuleben, ist der Stadtiigel auf unterschiedliche Kleinlebensräume angewiesen: So schläft er etwa tagsüber in den Hecken der Hinterhofgärten und streift nach Sonnenuntergang umher, um auf Wiesen, Rasenflächen und in kleinen Parks nach Nahrung zu suchen. Ebenso wichtig sind Verstecke, um sich vor Feinden, wie dem Dachs, in Sicherheit zu bringen. Und während der Paarungszeit sucht der Einzelgänger sogar Gebiete auf, wo eine zufällige Igelbekanntschaft wahrscheinlich ist. Um all diese Bedürfnisse zu befriedigen, braucht der Igel, obwohl er kein eigentliches Revier ist, einen Lebensraum von mindestens 10 Hektaren.

Vernetzte Paradiese

Der ideale Stadtlebensraum für den Igel – grosse Parks und Gärten, die reich an Strukturen sind – ist in den meisten Städten jedoch selten. So hat beispielsweise die Stadt Zürich einen relativ grossen Anteil an Grünflächen von knapp 38 Prozent, darunter Parks, Gärten, Wald- und Landwirtschaftsflächen. Doch diese Gebiete sind stark fragmentiert. Manch eine städtische Grünanlage wäre vielleicht ein kleines Igel-Paradies, wenn sie bloss etwas grösser wäre und nicht nur durch eine unfreundliche Betonwüste zu erreichen. Reich strukturierte Grünflächen allein reichen also nicht aus, um das langfristige Überleben des Igels in der

Stadt sicherzustellen – die Flächen müssen auch miteinander verbunden sein, das heisst für den Igel leicht zu erreichen. Tatsächlich gibt es erst wenige wissenschaftliche Studien, wie gut die Grünräume von Städten aus der Sicht von Wildtieren vernetzt sind. Genau dies untersuchten deshalb nun Forschende der Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL), der ETH Zürich und der Fachstelle SWILD. Dazu erstellten sie ein Computermodell, das auf Daten über die Igelpopulation in der Stadt Zürich basiert. Die Ergebnisse wurden kürzlich in der Fachzeitschrift *Ecological Applications* publiziert.

Auf den Spuren der Igel

Zwischen Mai und September 2009 fingen die Wissenschaftler unter der Leitung der Biologin Sonja Braaker 40 männliche Igel, die sie mit einem GPS-Datenlogger ausrüsteten. Dieser speicherte alle 10 Sekunden die Position der Tiere. Nach einer knappen Woche wurden sie erneut gefangen und die Datenlogger eingesammelt. «Uns interessierten nur die Positionsdaten aus der Nacht, weil der Igel während seiner nächtlichen Futtersuche die längsten Strecken zurücklegt und tagsüber ruht», erklärt Studienleiterin Braaker. So blieben den Forschenden schliesslich 727 Stunden Material mit den nächtlichen Aufenthaltsorten der 40 Igel. Diese Positionsdaten wurden auf wenige Meter genau auf einer Karte eingezeichnet und deckten insgesamt eine Fläche von 517 Hektaren ab. Für einen einzelnen Igel ergab sich damit ein durchschnittlicher Bewegungsradius von 17 Hektaren.

In einem weiteren Schritt verglichen die Forschenden die Positionsdaten auf der Karte mit geografischen Informationen. Daraus wurde ersichtlich, welche Lebensraum-Typen die Igel wie oft aufgesucht hatten: «Unsere Igel hielten sich – wie erwartet – am häufigsten in mehr oder weniger strukturierten Gärten auf,

ihrem Kernlebensraum», sagt Braaker. Ebenfalls beliebt waren Parks, Weiden und Hecken – unbeliebt dagegen Rasen, Ruderalflächen, Kieswege und Strassen.

Inspiziert von der Elektrotechnik

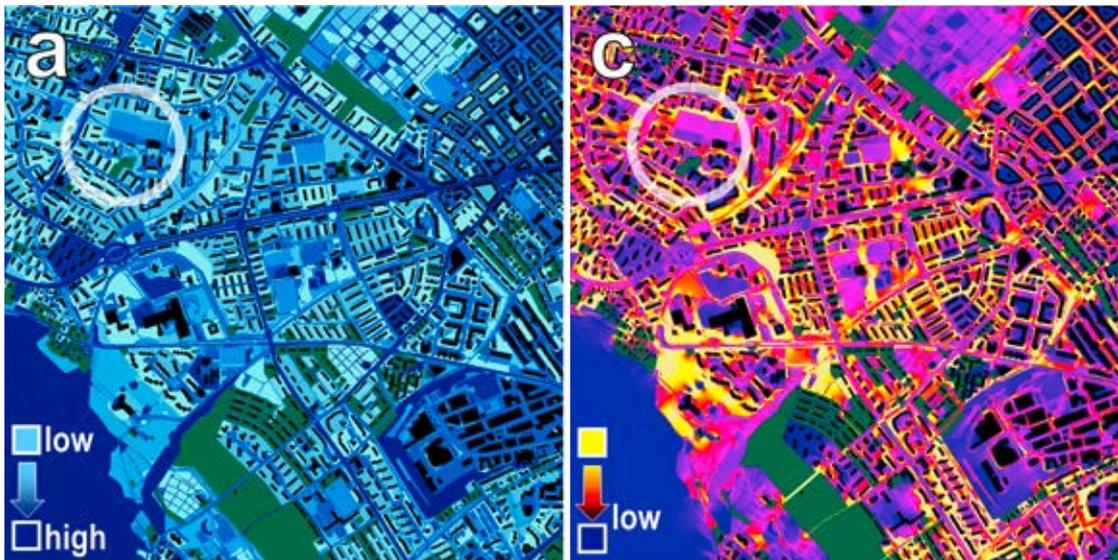
Die GPS-Positionsdaten nutzten die Forschenden dann dazu, um im Computermodell die Vernetzung zwischen den von den Igel genutzten Grünflächen zu berechnen. Dabei setzten sie eine Methode ein, die auf dem Modell elektronischer Schaltungen beruht: Die aus der Elektrotechnik stammende Methode verwendet Grössen wie Stromfluss, Widerstand und Spannung. «Sie lässt sich aber auch hervorragend auf ökologische Fragestellungen übertragen», sagt Braaker. So wurde etwa einer Strasse, die für den Igel schwierig zu überqueren ist, ein grosser «Widerstand» zugeschrieben. Auf diese Weise erstellten die Forschenden eine Karte, aus der ersichtlich wurde, wie zugänglich die einzelnen Bereiche der Stadt Zürich für den Igel sind. Von besonderem Interesse waren dabei sogenannte «Quetschpunkte» («pinch points»). Braaker: «Solche Korridore verbinden Lebensräume, die für den Igel sehr wichtig sind, zwischen denen jedoch nur sehr wenige Verbindungen bestehen. Deshalb «quetschen» sich die Tiere auf Futtersuche durch diese Engpässe. Auf unserer Karte sind das Punkte mit einem sehr grossen «Fluss».

Den «Igel-Verkehr» einplanen

Der Igel ist auf diese «Quetschpunkte» jedoch angewiesen: Würden sie verschwinden, könnte dies seinen Lebensraum auf einen Schlag drastisch verkleinern. Aus naturschützerischer Sicht sollten solche Verbindungen daher erhalten bleiben. Neue, alternative Verbindungen könnten das System zudem nachhaltig stabilisieren.

«Für eine naturnahe Stadtplanung kann ein Modell wie unseres ein wichtiges Instrument darstellen», sagt Braaker.

0 250 500 Meters

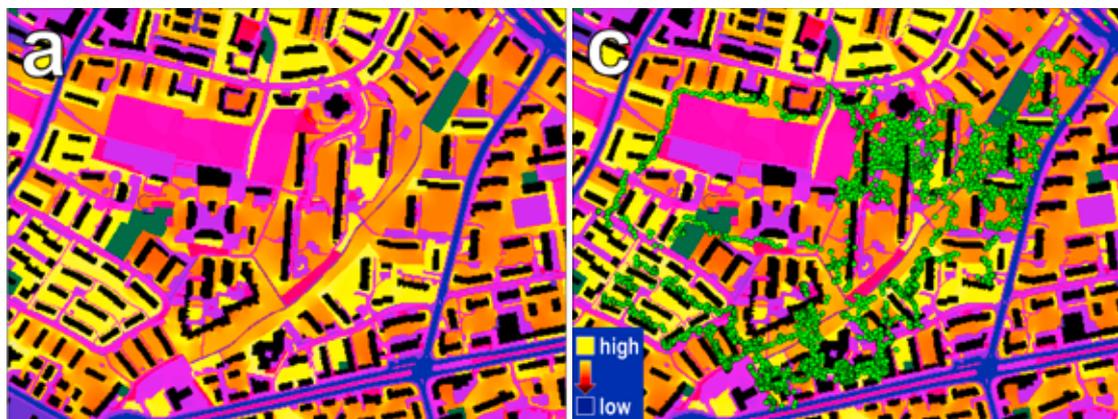


a: Zeigt den «Widerstand» der Oberflächen für den Igel. Je dunkler eine Fläche, desto schlechter ist das Gebiet für den Igel zugänglich.

c: Diese Karte zeigt den «Fluss» als Mass für die Vernetzung. Helle, gelbe Fläche bezeichnen «Quetschpunkte» mit grossem «Fluss», die wichtig für die Vernetzung sind.

Diese zwei Karten zeigen einen Ausschnitt mit einer Fläche von 4 Quadratkilometern. Grün eingezeichnet sind die Kernlebensräume der Igel.

0 100 200 Meters



a: Hier sehen wir in der Vergrösserung den Bereich des Kreises von Karte c oben

c: Die gleiche Karte mit den eingezeichneten GPS-Positionsdaten eines Igels aus fünf Nächten.

Auch bestehende Hindernisse wie Mauern oder Zäune, mit deren Entfernung man den Bewegungsradius des Igels einfach vergrössern könnte, lassen sich damit identifizieren. Das Modell erlaubt zudem, komplexe städtebauliche oder naturschützerische Massnahmen zu simulieren und so deren Auswirkungen auf die Verbindungswege des Igels abzuschätzen.

«Natürlich liesse sich unser Modell auch auf weitere Tierarten ausdehnen», so Braaker. Denn ein Fuchs oder ein Dachs haben unter Umständen ganz andere Anforderungen an einen optimalen Lebenslauf und nutzen ganz andere Verbindungswege. Für einen umfassenden Naturschutz müssten deshalb die verschiedenen Modelle kombiniert werden.

Publikation in der Zeitschrift *Ecological Applications*:

Sonja Braaker, Marco Moretti, Ruedi Boesch, Jaboury Ghazoul, Martin K. Obrist, and Fabio Bontadina. 2014. *Assessing habitat connectivity for ground-dwelling animals in an urban environment. Ecological Applications.*

<http://dx.doi.org/10.1890/13-1088.1>

Ein Platz für wilde Sträucher

Wohl in jedem Garten findet man Hecken oder zumindest einzelne Sträucher. Vielfach werden allerdings fremdländische Ziergehölze und Nadelbäume gepflanzt, die für die heimische Tierwelt nur von geringem ökologischem Nutzen sind.

Grundsätzlich muss man zuerst unterscheiden zwischen Schnitthecken und freiwachsenden Hecken. Während eine Schnitthecke (meistens aus Hainbuche, Liguster oder Weissdorn) wegen des regelmässigen Stutzens kaum zum Blühen und Fruchten kommt, können sich in einer freiwachsenden Hecke die einzel-

nen Heckensträucher im Wesentlichen frei entfalten. Wenn sich der Traum von einer wuchtigen, freiwachsenden Feldhecke – eigentlich ein zentrales Element des naturnahen Gartens – auch vielleicht aus Platzgründen auf ein paar Wildrosen, einen einzeln stehenden Weissdorn oder das Holundergebüsch am Schuppen

reduziert, so ist dies doch allemal besser als ein mit diversen Exoten möblierter Garten.

Warum besser? Im Laufe einer langen gemeinsamen Entwicklungsgeschichte hat sich das ökologische Gefüge zwischen heimischen Tieren und heimischen Pflanzen sehr eng aufeinander einge-

Eine gestufte freiwachsende Hecke aus verschiedenen hohen Sträuchern

Bild: Barbara Trentini





Eingriffeliger Weissdorn

Bild: Imago

spielt; die meisten fremdländischen Gehölze sind daher im ökologischen Sinne wertlose Fremdkörper – sozusagen lebende Gartenmöbel. Zwei Beispiele: Die Früchte des heimischen Weissdorns werden von 32 Vogelarten gefressen, die des nahverwandten nordamerikanischen Scharlachdorns jedoch nur von zwei Arten. Noch deutlicher ist das Verhältnis beim Wacholder: Der heimische Strauch ernährt 43 Vogelarten, der häufig in Gärten gepflanzte Chinesische Wacholder dagegen nur eine einzige Art! Ähnliches gilt für Insekten, deren Larven oftmals auf wenige oder gar nur eine einzige Nahrungspflanze spezialisiert

sind. Während heimische Wildsträucher ein schier unerschöpfliches Nahrungsangebot für zahlreiche Insekten in allen Entwicklungsstadien bieten, wird man an exotischen Gehölzen in unseren Gärten kaum jemals Frassspuren von Raupen etc. finden.

Ein gutes Beispiel hierfür ist der beliebte, jedoch nichtheimische Sommerflieder oder Schmetterlingsstrauch – für erwachsene Falter zwar eine sehr begehrte Nektarquelle, als Raupenfutterpflanze aber völlig wertlos. Ohne Raupen wiederum fehlt die Nahrungsgrundlage für Meisen und andere Vögel! Da nützt

dann auch der wohlmeinend aufgehängte Nistkasten nichts.

Nun muss man deswegen keineswegs alle nichtheimischen Gehölze rigoros aus den Gärten verbannen, zumal einige von ihnen wie etwa Flieder, Jasmin oder Forsythie auf eine lange Gartentradition zurückblicken. Man kann sie aber wunderbar mit heimischen Wildsträuchern kombinieren, zumal diese nicht nur ökologisch ungleich wertvoller, sondern oft mindestens ebenso attraktiv sind. So braucht etwa eine blühende Schlehe oder ein fruchtendes Pfaffenhütchen absolut keinen Vergleich mit teuren Exoten oder Zuchtformen zu scheuen.

Dies nützt übrigens auch dem Geldbeutel, denn heimische Wildsträucher kosten nur ein paar Franken. Übrigens ein Umstand, der viele Leute davon abhalten mag, Wildsträucher statt Exoten zu pflanzen – nach dem Motto «was wenig kostet, kann nichts taugen»...

Heimische Wildsträucher haben ausserdem den Vorteil, dass sie an unsere Klimaverhältnisse angepasst und daher wesentlich robuster und pflegeleichter sind als Exoten. In der Tabelle «Wildsträucher für den naturnahen Garten» ist eine Auswahl der wichtigsten von insgesamt über 170 heimischen Arten dargestellt. Angegeben sind ausserdem die zu erwartende Wuchshöhe, die bevorzugten Standortbedingungen sowie Informationen zu Blüten und Früchten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die meisten Wildsträucher durchaus anpassungsfähig hinsichtlich des Standortes sind, sofern er nicht allzu krass von ihren Bedürfnissen abweicht. Unter Umständen kann sich ein weniger geeigneter Standort jedoch auf die Wüchsigkeit, die Blühwilligkeit und den Fruchtansatz auswirken.

Diese Angaben ermöglichen es, für nahezu jede Gartensituation die passenden Wildsträucher auszuwählen und diese so zu kombinieren, dass fast das ganze Jahr über etwas blüht oder fruchtet. Wie viel langweiliger ist da doch eine eintönige Lebensbaumhecke oder die in vielen herkömmlichen Gärten schon fast obligatorische Grundstücksbegrenzung aus serbischen Fichten, die nach wenigen Jahren ohnehin oben zu hoch und unten zu kahl werden... Warum also nicht gleich eine Mischhecke aus Hasel, Rotem Hartriegel, Holunder, Brombeere oder Wildrosen anpflanzen? Da jeder Wildstrauch bei tierischen Kostgängern unterschiedlich beliebt ist bzw. unterschiedlichen Tierarten Nahrung bietet, empfiehlt sich eine Heckenpflanzung

aus möglichst vielen verschiedenen Straucharten. Allerdings sollte dies auch wiederum keine beliebig bunt zusammengewürfelte Mischung sein, sondern die Pflanzenauswahl sollte sich zumindest in groben Zügen nach den jeweiligen Standortansprüchen der einzelnen Arten richten. Man kann sich dabei in etwa daran orientieren, was in der näheren Umgebung wildwachsend vorkommt.

Weitere Aspekte bei der Vergesellschaftung sind die unterschiedliche Wüchsigkeit der einzelnen Arten und damit ihr jeweiliger Platzbedarf sowie die unterschiedlichen Blüh- und Fruchtphasen. Auch optische Gesichtspunkte spielen im Garten natürlich eine wichtige Rolle. Wie sollte eine freiwachsende Hecke aufgebaut sein?

Was die Länge der Hecke anbelangt, gilt die Regel: Je länger, desto besser. Wenn der Platz es erlaubt, sollte die Pflanzung

mindestens zwei- oder besser dreireihig erfolgen, wobei die grösser werdenden Gehölze in den Hintergrund bzw. in die Mitte gesetzt werden, die kleineren entsprechend davor. Auf diese Weise wird ein stufiger Aufbau erreicht. Es ist auch darauf zu achten, dass lichtbedürftige Arten nicht zu sehr beschattet werden. Übrigens: Falls die Hecke an der Grundstücksgrenze zum Nachbarn gepflanzt wird, sind gegebenenfalls nachbarschaftsrechtliche Bestimmungen (Abstand!) zu beachten. Die beste Lösung wäre jedoch zweifellos eine gemeinsame Hecke. Für eine dreireihig gepflanzte, freiwachsende Hecke kann man gut und gerne eine Breite von fünf bis sechs Metern rechnen. In kleineren Gärten wird man sich wohl eher mit kleineren Dimensionen bescheiden müssen, aber auch eine nur zwei Meter breite Hecke, ja selbst Buschgruppen oder Einzelsträucher haben durchaus noch einen hohen Wert.



Schutz und Futter für Igel

Wichtig ist nicht nur die passende Pflanzenauswahl, sondern vor allem auch die Strukturvielfalt einer Hecke. Eine Hecke ist nämlich weitaus mehr als nur eine Ansammlung von Sträuchern. Eine streng gerade Linienführung ist nach Möglichkeit zu vermeiden; eine geschwungene Linienführung mit Aus- und Einbuchtungen und wechselnder Breite lässt eine Hecke wesentlich natürlicher erscheinen als eine wie mit dem Lineal gezogene Anpflanzung. Wenn man die Hecke auf einen Erdwall setzt, bekommt man eine typische Wallhecke (Knick), was zum einen reizvoll aussieht und zum anderen differenzierte Standortbedingungen schafft. Man kann auch einen kleinen Graben davor verlaufen lassen.

Dass Falllaub im Heckenbereich liegen bleibt, sollte sich von selbst verstehen. Es ist nicht nur eine natürliche Mulchdecke, die den Boden schützt und die Sträucher mit natürlichen Nährstoffen versorgt, sondern bietet auch vielen

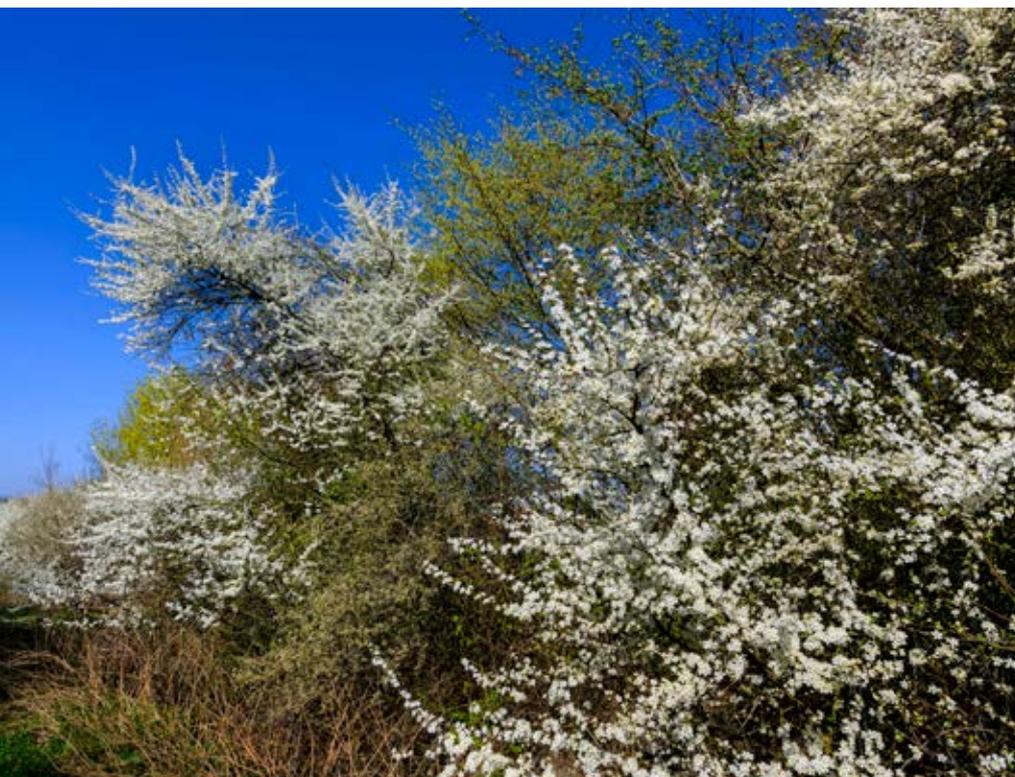
Kleintieren Schutz. Vögel wie Rotkehlchen und Nachtigall siedeln sich nur dort an, wo ihnen Falllaubsschichten ein ausreichendes Nahrungsangebot bieten. Auch Totholz in jeglicher Form, von abgestorbenen Ästen bis zu vermodernden Stämmen und Stubben, lässt sich hervorragend in eine Hecke integrieren. Dies mag dem einen oder anderen Gartenbesitzer vielleicht zunächst etwas ungewohnt, befremdlich erscheinen, aber gerade die Schaffung oder Duldung solcher Kleinstrukturen wirkt sehr natürlich und erhöht die Strukturvielfalt als Voraussetzung für Artenvielfalt allgemein. Sehr viele Insekten leben im und am toten Holz, und Igel, Wiesel, Kröten, Spitzmäuse und viele andere Kleintiere finden hier Nahrung und Unterschlupf. Wo immer Schnittholz anfällt: immer hinein in die Hecke, am besten als Reisighaufen. Von Wildrosen und Brombeeren überrankt, bietet er schon sehr bald eine sichere Kinderstube für viele Klein-

säuger und Vögel wie etwa Rotkehlchen und Zaunkönig.

Und schliesslich: Was wären Hecke oder Knick ohne einen vorgelagerten Staudensaum? Er bildet nicht nur optisch, sondern auch ökologisch einen fließenden Übergang zur Umgebung. Dazu lässt man vor der Hecke einfach einen ein bis zwei Meter (in der freien Landschaft mindestens fünf Meter) breiten Streifen wachsen und mäht ihn – am besten abschnittsweise – nur einmal im Jahr im Spätherbst oder noch besser im zeitigen Frühjahr. Sehr zu empfehlen ist die Einsaat spezieller Samenmischungen krautiger Pflanzen der Heckensäume, die für jeweils unterschiedliche Standortbedingungen im Fachhandel erhältlich sind. Blüten und Samen der im Heckensaum gedeihenden Wildkräuter ernähren vor allem Insekten und Vögel.

Eine vielseitig strukturierte Hecke beherbergt ein so reiches Leben, dass man sie geradezu als «ökologisches Rückgrat» des naturnahen Gartens bezeichnen kann. Darüber hinaus bietet die Hecke auch dem menschlichen Auge und Gaumen Genüsse rund ums Jahr. Vom zeitigen Frühjahr bis weit in den Juni hinein leuchten die Blüten der verschiedenen Wildsträucher, und dann erscheinen schon bald die ersten reifen Früchte, die die Hecke bis weit in den Winter hinein zieren – sofern sie nicht vorher von Vögeln gefressen oder vom Menschen geerntet werden. Leider sind heutzutage viele der köstlichen Wildfruchtrezepte ein wenig in Vergessenheit geraten: Holundersuppe, Holunderblütenpfannkuchen, Schlehenlikör, Sanddornsaft oder Brombeergelee sind nur einige der Delikatessen, die uns die heimische Natur schenkt. Wir brauchen ihr nur den ihr gebührenden Platz im Garten einzuräumen.

Zum Schluss noch einige Tipps zu Pflanzung und Pflege von Heckensträuchern: Gepflanzt wird ausserhalb der Vegeta-



Wenig Aufwand – prächtiges Ergebnis

Bild: Imago



Hecken sind ideal für das Säuglingsnest

Bild: Yvonne Hüppin

tionsperiode, am besten im Herbst, damit die Pflanzen bereits gut anwurzeln und im Frühjahr gleich austreiben. Aber auch das zeitige Frühjahr ist als Pflanzzeit gut geeignet. Bei grösseren Pflan-

zungen erstellt man vor dem Kauf am besten einen Pflanzplan, um Art und Anzahl der gewünschten Gehölze festzulegen. Danach legt man die zu pflanzenden Sträucher erst einmal an den

ihnen zugedachten Platz oder schlägt sie leicht ein, damit die empfindlichen Wurzeln nicht austrocknen. («Einschlagen» bedeutet provisorisches Pflanzen: Loch buddeln, Pflanze mit den Wurzeln hineinstellen, Loch zutreten). Etwaige Korrekturen der räumlichen Anordnung lassen sich so leicht durchführen. Dann kann endgültig gepflanzt werden.

Dabei muss unbedingt auf einen ausreichenden Abstand zwischen den einzelnen Gehölzen geachtet werden; bei einer freiwachsenden Hecke, bei der sich im Gegensatz zur regelmässig gestutzten Schnitthecke die einzelnen Sträucher einigermaßen frei entfalten können, je nach Wüchsigkeit und Wuchsform mindestens anderthalb bis zwei Meter. In den ersten zwei bis drei Jahren sieht die Neupflanzung vielleicht etwas mickrig aus, aber die Lücken werden dann doch sehr schnell geschlossen. (Bei einer Schnitthecke müssen die Pflanzabstände natürlich sehr viel geringer sein. Dies macht es im Übrigen aber leider auch unmöglich, eine Schnitthecke durch einfache Unterlassung des regelmässigen Rückschnitts in eine freiwachsende Hecke umwandeln zu wollen. Die einzelnen Sträucher würden sich im Kampf um Platz und Licht gegenseitig unterdrücken).

Das Pflanzloch wird etwa doppelt so breit und tief ausgehoben wie der Wurzelballen gross ist. Die Wurzeln werden mit einem scharfen Messer eingekürzt – das regt die Feinwurzelbildung an – und faule oder verletzte Stellen ausgeschnitten. Alsdann wird der Strauch in das Loch gestellt, das Loch locker wieder verfüllt und die Pflanze leicht hochgerüttelt, so dass am Ende nur der Wurzelbereich gut mit Erde bedeckt ist. Anschliessend wird reichlich gewässert und die Erde im Pflanzloch festgetreten.

Nun müssen die Sträucher – zumindest soweit sie mit losem Wurzelwerk und

nicht als Topf- oder Ballenware gekauft wurden – noch zurückgeschnitten werden. Dies gilt besonders im Frühjahr, wenn die Triebe bereits gut belaubt sind oder gar Blütenknospen tragen. Solange die Wurzeln noch nicht richtig ausgebildet sind, würden die Blätter zuviel Wasser verdunsten, und die Pflanze würde vertrocknen. Die Sträucher treiben nach dem Rückschnitt umso kräftiger wieder aus. Um zu verhindern, dass die meist

noch kleinen Gehölze in den ersten Jahren von hochwüchsigen Gräsern und Stauden überwuchert werden, empfiehlt es sich, zwischen den Sträuchern eine Mulchdecke aufzubringen, bis sie gross und kräftig genug geworden sind.

Auch eine freiwachsende Hecke kommt nicht ohne gelegentliche Pflegemassnahmen aus. Zu gross gewordene Gehölze sollte man entsprechend zurückschneiden. Vor allem, wenn sie von

unten her verkahlen, empfiehlt sich ein radikaler Rückschnitt bis etwa 30 bis 40 Zentimeter über dem Boden («auf den Stock setzen»). Niemals sollte aber die gesamte Hecke auf einmal gestutzt werden! Es sollten immer nur einzelne Büsche entweder ausgelichtet oder auf den Stock gesetzt werden, damit die Tiere nicht plötzlich ihren gesamten Lebensraum verlieren.

Quelle: NABU Hamburg

Offene Gartentore für Naturgartenliebhaber

Durch Privatgärten schlendern, sich austauschen, fachsimpeln, Erfahrungen sammeln oder einfach bewundern, was sich aus den verschiedenen Gartensituationen so machen lässt – Dies alles ermöglicht die Aktion «Offener Gärten» der fünf Gartenbauvereine der Schweiz. Zum fünften Mal öffnen die Mitglieder vieler grosser, schweizerischer Garten- und Pflanzenvereine und der Verein Pro Igel gemeinsam ihre Gartentore und laden Sie ganz herzlich zu einem Besuch ein. Während der gesamten Gartensai-

son können unzählige Gärten mit ganz unterschiedlichen Charakteren besucht werden. Die Besichtigung eines fremden gibt Ideen für den eigenen – vielleicht neuen – Garten und ist ein willkommener Anlass für den Austausch von Wissen, Erfahrung und ein wenig Gärtnerlatein. Nutzen Sie die Gelegenheit und seien Sie unser Gast.

Nationaler Tag der offenen Gärten

Dieses Jahr öffnen (fast) alle Gärten am «Nationalen Tag» der «Offenen Garten-

türe» am Samstag, dem 14. Juni 2014, und einige auch am Sonntag, dem 15. Juni 2014, ihre Tore. So können Sie von einem Garten zum anderen spazieren und an diesem Tag verschiedene Gärten besuchen.

Weitere Informationen

Auf www.offenergarten.ch finden Sie alle Informationen und Details zu den teilnehmenden Gärten.

Wir geben Ihnen auch gerne telefonisch Auskunft: Telefon 044 767 07 90.

Hauptsponsoren



Ein schwarz maskiertes Unikum

Der Dachs ist der grösste Marder Mitteleuropas. Der kernige Bursche mit dem maskierten Gesicht ist ein echter Nachtschwärmer. Während seiner Streifzüge durch den Wald hat er es vor allem auf Regenwürmer abgesehen: Sie stehen ganz oben auf seiner Speisekarte.

HELEN WEISS

Miesepetrig, grimmig und einzelgängerisch: In Fabeln und Märchen kommt der Dachs ziemlich schlecht weg. Grüblisch hockt er in seiner Höhle, wagt sich nur nachts raus und liebt weder grosse

Abenteuer noch neue Bekanntschaften. Meister Grimbart, wie er in Fabeln genannt wird, ist eine ehrliche Haut. Etwas schwer von Begriff vielleicht, was ihm immer wieder zum Verhängnis wird: Mit seiner weltfremden Naivität wird er allzu oft zum Opfer des schlaunen Fuchses.

Sein plumper Körper und watschelnder Gang lassen ihn neben den schlanken Läufern wie Reh, Hase und Wiesel reichlich unbeholfen wirken – in den meisten Geschichten wird er von den übrigen Waldbewohnern eher mitleidig belächelt. Er ist, um es modern auszudrücken



cken, der «Nerd» im Hain, der Sonderling im Gehölz, das Unikum im Forst.

Sein Ruf eilt ihm voraus, was daran liegen mag, dass kaum einer den Dachs richtig kennt. Die wenigsten Menschen haben ihn in freier Wildbahn jemals zu Gesicht bekommen, der scheue Wunderling zieht es vor, den Tag in seiner Höhle zu verschlafen.

Rätselhafte Fellzeichnung

Zu verstecken bräuchte sich der kernige Bursche mit dem klingenden Namen Meles meles allerdings nicht: Mit seinen 80 Zentimetern Körperlänge und einem Gewicht von bis zu 20 Kilogramm ist er ein richtiger Pfundskerl. Dank seines schwarz-weiß gestreiften Gesichts sieht er aus wie ein verwegener Vagabund, der sich eine Maske aufgesetzt hat. Das geschminkte Gesicht und der kecke Schwung seiner Nase verleihen ihm einen vorwitzigen Ausdruck – kein Wunder also, ist der «Frechdachs» ein belieb-

ter Begriff im Volksmund. Die längliche Schnauze eignet sich hervorragend zum Wühlen, ebenso wie die starken Krallen an den Vorderpfoten.

Die Fellfarbe am Körper ist uneinheitlich, Kehle und Bauch sind dunkelbraun, die Beine schwarz, der Rücken grau. Diese «umgekehrte» Färbung – unten dunkel, oben hell – lässt seine Gestalt bei schwachem Licht mit dem dunklen Boden oder dem Schatten verschmelzen. Dadurch ist der Nachtschwärmer für Feinde schlecht zu erkennen. Wozu die schwarz-weiße Färbung des Kopfes dient, ist bis heute ungeklärt, wie Urs Tester, Artenschutzexperte bei Pro Natura, erklärt: «Es gibt die Hypothese, dass sich die Tiere untereinander anhand der Streifenzeichnung erkennen.» Das sei jedoch kaum glaubhaft, da sich der Dachs vor allem über den Geruch orientiere. Die zweite Vermutung, dass der Dachs durch die Streifen auf Feinde massiger und damit bedrohlicher wirkt,

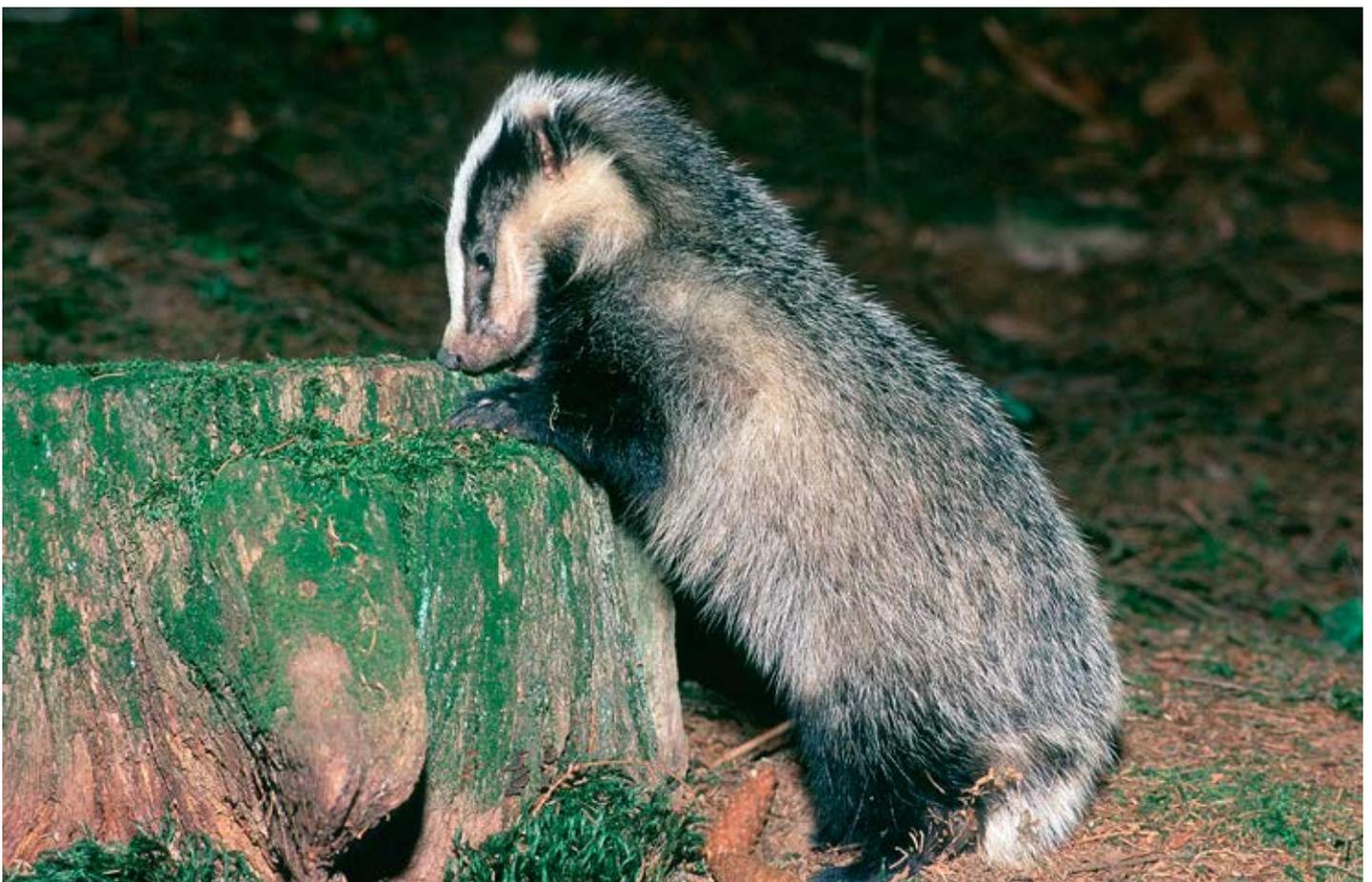
ist ebenfalls zweifelhaft. «Vorerst ist und bleibt die einzigartige Fellzeichnung ein Rätsel.»

Unterirdische Mehrfamilienhäuser

Erwiesen ist hingegen, dass beim Dachs von Einzelgängertum keine Rede sein kann. «Der Dachs ist ein ausgesprochenes Familientier», meint Tester. Im Gegensatz zu anderen Marderarten liebt er die Gesellschaft, vornehmlich jene seiner Verwandtschaft. Kommt ein Dachs-Paar zusammen, bleibt es sich ein Leben lang treu. Ganz nach dem Motto «Zu viel ist nicht genug» scharft das Paar Kinder und Kindeskind um sich – oftmals leben mehrere Dachsfamilien in einem Bau. Mit der Verwandtschaft wächst auch die Grösse der Wohnhöhle, die eher einer Luxusburg im Tannicht ähnelt. Kunstvoll gebaut, mit mehreren Etagen und zahlreichen Wohnkammern sowie mit einem Aussen-Abort versehen, erstreckt sich das Höhlensystem des sympathischen

Dachse haben eine feine Nase

Bild: Imago



Waldbewohners bis fünf Meter unter die Erde und kann einen Durchmesser von 30 Metern haben.

Die einzelnen Eingänge legt der Dachs stets versteckt unter einem Gebüsch an, bevorzugt er doch ohnehin mit dichtem Unterwuchs bestandene Wälder als Lebensraum. Hier findet er auch das nötige weiche Pflanzmaterial, mit dem er sorgsam seine Wohnkessel auspolstert. Das stille Örtchen wird peinlich sauber gehalten: Der Kotablageplatz – einem Plumpsklo nicht unähnlich – liegt ausserhalb der Bauten und wird von Zeit zu Zeit zugrabener und an einem andern Ort neu angelegt.

Verhängnisvolle Nachbarschaft

Die Burgherren und -damen sind trotz der aufreibenden Grabarbeiten grosszügig und stellen einige ungenutzte Räume ihres Palasts kostenlos verschiedenen Untermietern zur Verfügung. «Oftmals siedelt sich eine Fuchsfamilie im selben Höhlensystem an», weiss Tester. Füchse, selbst nicht die besten Baumeister, nutzen leerstehende Flügel der Dachs-Villa gerne als Wohnbau. Je nach Situation geht der Einzug nicht gar so friedlich vonstatten: «Hat es nicht genügend Platz, verteidigt der Dachs sein Heim und kann mit seinen langen Klauen sehr deutlich zeigen, wer der Hausherr ist», sagt Tester. Fast wäre dem Dachs die enge Verbindung mit dem Fuchs zum Verhängnis geworden. Als in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts zur Tollwutbekämpfung allerorten Fuchsbauten vergast wurden, fielen diesem Massaker vor allem die Dachse zum Opfer. «Die anpassungsfähigeren Füchse überlebten meist, während die Dachse ersticken», weiss Tester. Dies hatte zur Folge, dass die Anzahl der Dachse in der Schweiz stark dezimiert wurde. Tester: «Die einzelnen, überlebenden Clans waren zudem isoliert, weshalb es ziemlich lange dauerte, bis sich die Bestände wieder erholten.»



Gemeinsame Mahlzeiten stärken den Familiensinn

Bild: Mark Robinson

Schweben auf Wolke sieben

Heute besiedelt der Dachs wieder die ganze Schweiz und ist auch in anderen Teilen Europas weit verbreitet. «Um seine Entwicklung müssen wir uns momentan glücklicherweise keine Sorgen machen», freut sich Tester. Dank einem relativ intakten Lebensraum vermehrt sich der Dachs stetig. Während er früher in vielerlei Hinsicht eine grosse Bedeutung für den Menschen hatte, wird er heute kaum noch bejagt. «Dachsfett war als Salbe sehr beliebt und sein Fell wurde zur Herstellung von Rasierpinseln genutzt», weiss Tester. Auch soll sein Fleisch ziemlich schmackhaft sein. Heute stammt Dachsfleisch – wenn es tatsächlich einmal auf dem Teller landet – meist aus China, wo die Tiere als Delikatesse massenhaft gezüchtet werden. Da seine natürlichen Feinde wie Luchs oder Wolf immer seltener werden, stellen Infektionskrankheiten und schlechtes Wetter die Hauptfaktoren für die Bestandesregulierung dar. «Ist das Frühjahr nass und kalt, stirbt meist ein Grossteil der Jungtiere», sagt Tester. Ansonsten lebt

der Dachs ziemlich beschaulich. Hat er es sich einmal in seiner Wohnhöhle gemütlich eingerichtet, macht Meister Grimmbart nichts anderes als fressen, schlafen und sich paaren. Bei letzterer Tätigkeit geht er äusserst liebevoll vor: Der charmante Verführer schwebt in der Ranzzeit von Januar bis Oktober auf Wolke sieben und ist für viele Umweltreize nur noch bedingt empfänglich. Die Paarung kann bis zu einer Stunde dauern und wird von feurigen Nacken- und Ohrenbissen seitens des Männchens begleitet.

Sammler statt Jäger

Die Tragezeit ist unterschiedlich lang, denn Dachse halten zwar keinen echten Winterschlaf, legen aber eine Winterruhe ein. Je nach Zeitpunkt der Empfängnis tritt um diese Zeit auch eine so genannte Keimruhe ein. «Dadurch wird der Nachwuchs exakt zum richtigen Zeitpunkt zum Winterende hin geboren», erklärt Tester. Die zunächst weiss behaarten und blinden Jungen werden zwei bis vier Monate lange gesäugt und verlassen unter Obhut der Mutter im



Ein junger Dachs auf Streifzug

Bild: Oast House Archive

Frühsommer erstmals den Bau. «Dann ist das Nahrungsangebot genügend gross und die jungen Dachse können sich gut entwickeln», so der Fachmann. Mit etwa

eineinhalb Jahren sind die Kleinen ausgewachsen und fortpflanzungsfähig.

Wenn es ums Essen geht, ist der gemütliche Vierbeiner nicht sonderlich zimperlich. Er frisst so ziemlich alles, was ihm unter die Nase kommt. Sein Menüplan reicht von Wurzeln, Beeren, Fallobst bis hin zu Schnecken oder gar Gelegen von bodenbrütenden Vögeln und Junghasen. Diese greift er aber nur, wenn sie ihm buchstäblich vor die Füsse laufen, denn obwohl der Dachs durchaus schnell rennen kann, wenn es sein muss, ist er kein Sportler. Deshalb sammelt er lieber, als dass er jagt.

Kein Freund von Veränderungen

Pflanzenkost kann zeitweilig einen erheblichen Anteil der Nahrung ausmachen. Sein absolutes Leibgericht sind Regenwürmer – sie machen fast die Hälfte der Nahrung aus. Hierzu durchwühlt er mit seiner Schnauze den Boden und hinterlässt dabei typische Spuren. Mitunter entwickelt er eine besondere Vorliebe für milchreifes Getreide und Mais – sehr zum Unwillen der Bauern.

Ansonsten ist der Dachs aber nicht auf Streit aus, sondern ein ziemlich friedliebender Kerl. Etwas eigen zwar, aber doch freundlich. Gevatter Dachs mag keine Veränderungen und weiss dem Alltags-trott durchaus seine Vorteile abzugewinnen. So trampelt er etwa gerne entlang vertrauter Pfade, so genannte feste Wechsel, die mit der Zeit richtiggehend ausgetreten sind. Der Dachs hat keine Territorien im Sinne von streng verteidigten Revieren. Er versieht aber seine Streifgebiete mit Duftmarken aus einer Drüsentasche unter dem Bürzel, was offenbar dem gegenseitigen Erkennen und Heimfinden dient. «Als nachtaktives Tier orientiert sich der Dachs vor allem über die Nase», weiss Tester. Auch die Kommunikation unter den Artgenossen funktioniert über den Geruch, bis auf gelegentliche keckernde und bellende Wut- und Angstlaute ist der Dachs nicht besonders «redifreudig». Nein, Tratsch und Klatsch mit Igel, Fuchs und Hase liegen dem wortkargen Individualisten nicht. Lieber schweigt er und denkt sich seine Sache – er ist halt doch ein wenig ein Sonderling.

Dem Dachs geht es in England an den Kragen

Während Dachse in der Schweiz mehr oder weniger ungestört ihrer Wege gehen können, findet knapp 1000 Kilometer nordwestlich in England ein regelrechtes Massaker an den scheuen Gesellen statt. Angeblich soll Meister Grimbart Träger von Tuberkulose sein und die dortigen Rinder anstecken. Dadurch gerät der Krankheitserreger in die Milch und wird zur Gefahr für den Menschen. Damit soll jetzt Schluss sein, denn seit letztem Jahr ziehen nachts Jagdgesellschaften durch die südenglische Grafschaft Somerset, um den Dachs vor die Flin-

te zu bekommen. Im benachbarten Gloucestershire hat ebenfalls das grosse Töten begonnen: Rund siebzig Prozent des gesamten Bestandes sind in dieser Grafschaft inzwischen eliminiert. «Obwohl bisher durch die Tötung der Tiere keine Verminderung der Tuberkulose-Erkrankungen festgestellt werden konnte, geht die Jagd weiter», sagt Urs Tester von Pro Natura. Dieses Jahr geht es Zehntausenden von Dachsen in ganz England an den Kragen.

«Unmenschliches Massaker»

Auch Tierschützer auf der Insel halten die Jagd für einen grausamen Irrtum. Nicht nur befürchtet man beim königlichen Tierschutzbund RSPCA ein

«unmenschliches Massaker», wie die «Welt» schreibt. Man ist auch davon überzeugt, dass auf diese Weise der Rinder-Tuberkulose nicht beizukommen sei. Eine unabhängige Wissenschaftler-Gruppe hatte 2007 einen Bericht veröffentlicht, der den Dachs zwar als eine Ursache der Tuberkuloseerkrankung von Vieh bezeichnet. Das Erlegen der Tiere könne aber keinen nennenswerten Beitrag zur Bekämpfung der Seuche leisten, sondern die Situation eher noch verschlechtern: Vielmehr verbreite sich der Erreger stärker, indem man die Dachse verjage und übers Land verstreue. Auch trage die Übertragung innerhalb der Viehherden selbst viel zur Verbreitung der Tuberkulose bei.